

Herbst

Nun werden uns die Lampen wieder wert,
Die stillen Bücher und der warme Herd.

Dahin des Sommers gold'ner Ueberschwang.
Die Nacht wird mächtig, fragend, prüfend-lang.

Des Lebens Wunderweise schweigt nie.
Nur leiser wurde ihre Melodie.

Wohl dir, o Seele, wenn du in dir hast
Das große, sanfte Licht, das nie verläßt.

Anna Enders-Dix

Seele und Gott!

Von Geh. Regierungsrat Dr. R. H. Grünmayer,
Professor an der Universität Berlin

Wenn dem schles. Dichter Stehr zu seinem 70. Geburtstag weiteste Kreise des deutschen Volkes huldigten, so galt es nicht nur der Urgewalt seiner eigenwillig schöpferischen Sprache und der Fülle packender Gestalten in einer Vielzahl von Romanen und Novellen. Der tiefste Grund von Stehrs Schätzung liegt in der Tatsache, daß sein Schaffen dem innersten Anliegen jedes Menschen gilt, der Verbindung seiner Seele mit Gott. In zwei Romanen empfängt seine Lebensanschauung ihre Krönung in dem wiederkehrenden Satz: „So tief ist das göttliche Wesen, das wir in uns Seele, außer uns Gott nennen.“ Stehr weiß, daß er mit diesen Gedanken an große Vorfahren in der Geistesgeschichte der Menschheit anknüpft. Er beruft sich auf außereuropäische Meister wie Buddha und Laotse. Vor allen Dingen aber knüpft er an Jesus und noch stärker an den deutschen Mystiker Eckhart an, „den tiefsten Christen aller Zeiten“. Als Schleier weiß er sich mit dem Dichter Angelus Silesius und dem Schopenhauer Jakob Böhm verbunden. So macht Stehr in der Gegenwart die Mystik, die Gott und die Seele verbindet von neuem lebendig. Er tut es in bildhafter, eindrucksvoller Gestaltung.

Die tragenden Figuren in Stehrs größtem und verbreitetstem Roman „Der Heiligenhof“, einer der tiefsten religiösen Schöpfungen aller Zeiten, haben nur ein Ziel: sich mit Gott zu verbinden. Ein blindgeborenes Kind besitzt schon von Natur die mystische Gottverbundenheit der Seele und schaut darum klar das Ewige. Der Vater sagt: „Dieses mein Kind war nicht blind, es war auf eine andere, geheimnisvolle Art sehend als die gewöhnlichen Menschen. Wir schauen mit Hilfe der Dinge in die Welt; in diesen Augen schimmerte klar das Licht, das wir anderen mühsam und dunkel ahnen.“ Aus solcher Gottesverbundenheit einer Seele erwächst ein heiliges Leben. Venlein ist von unbeschreiblicher Zartheit und Keinheit, erkennt und verabscheut instinktiv alles Gemeine. Diese Heiligkeit entfremdet jedoch nicht der Welt und den Menschen. Das blinde Kind genießt vielmehr auf seine Weise alle Gaben der Erde, sonderlich der Natur, und ist allen Menschen innerlich verbunden. Auch als das Mädchen später sehend wird, die Welt schaut und genießt, verliert es nicht die geheimnisvolle Verknüpfung mit Gott: „Allein in dem Feuerlochen des erwachten Weltbrenners verlor Venlein niemals ganz die Verbindung mit dem schattenlosen Licht ihrer verkörperten Willigen Zeit. Wenn sie an der neuen Söhne der Erde demlos selig geschwärmt hatte, geschah es immer, daß sie die Lider über die Augen fallen ließ, als müßte sie in der Mutterstube ihres alten jenseitigen Traumhauses auf

Augenblicke zurückfallen, nur weil in der lautlosen Seelenfülle das zu verstehen sei, was sie in der Sonnenglut entzündete.“ Freilich als später in der Gestalt eines Nachbarn Johannes das Irdische in voller Seelenlosigkeit und Gemeinheit auf sie eindringt, zerbricht sie ihr leibliches Leben, um ihre Seele zu retten, die fortan — im Symbol einer Glocke — einen noch viel reineren und göttlicheren Klang ertönen läßt.

Nicht so leicht von Natur wie der Tochter wird dem Vater, dem Sinlinger Bauern, die Verbindung seiner Seele mit Gott. In ihm ist viel stärker das gegensätzliche Grundwesen des Menschen ausgeprägt: „Wird der Mensch geboren, so fängt im selben Augenblick ein Zweigeläut an. Eine Glocke läutet unten, eine oben; eine gleichsam auf der Erde, eine — wie die Leute sagen — im Himmel. Dieses doppelte Geläut hört nicht auf, so lange wir leben. Und je nachdem der Mensch mehr die Glocke von droben oder von drunten hört, ist er gut oder böse geht es bergauf oder bergab.“

Der berbe und tätige Bauer im Münsterer Lande arbeitet an der Verinnerlichung und Vergöttlichung seiner Seele. „Da sollte man in seiner Seele verfahren wie jemand, der in seinem Hause einen Raum sucht, wo er am ungehörtesten ist. Alles kann die Seele ertragen, nur keinen Lärm. Sie ist still und geheimnisvoll wie das Lautlose, aus dem der Getreidehalm wächst und der Klee blüht.“ Der Sinlinger wird ganz zum Mystiker. Aber seine Entwicklung hat einen Fehler, sie vollzieht sich in vollkommener Abhängigkeit von seiner Tochter; er ist kein selbständiger Seelen- und Gottsucher. Darum kommt es bei ihm zu einem Zusammenbruch: „Solange das Venlein blind war, sah ich. Nun mein Kind das äußere Gesicht erlangt hat, bin ich im Geist erblindet.“ Als Venlein stirbt, löst sich die Verbundenheit seiner Seele mit Gott vollständig. Zuletzt kommt ihm die Klärung in der geheimnisvollen Gestalt eines Mannes namens Faber, der durch die verschiedensten Romane Stehrs geistert. Dieser Faber erklärt den Bauern: „Der göttliche Geist verlangt, daß der Mensch sich nur von ihm leiten läßt.“

Echte Mystik, sonderslich die des deutschen Eckhart, schließt jede Vermittlung und Hilfe aus und verweist die menschliche Seele ganz auf ihre persönliche Verbindung, auf den unmittelbaren Verkehr mit Gott. „Selbst die reinste Liebe ist ein Irdbild, wenn sie dich nicht ganz auf den Pfaden deines Geistes führt, und zu allererst im Tiefsten darf kein Mensch jemand anders angehören als nur Gott.“ Es ist die Grundwahrheit deutscher Mystik, was Hermann Stehr verkündet. Er darf gerade als Siebzigerjähriger in der Gegenwart auf williges Gehör in deutschen Landen hoffen.

Bestellen Sie unsere Zeitung

bei den Agenten und Austrägern oder bei der Postanstalt bezw. dem Postboten.

Wir orientieren Sie schnell und übersichtlich über alles Wissenswertes und geben Ihnen reich des reichhaltigen Inhalts eine billige Zeitung an die Hand, ein Heimatblatt im wahren Sinne des Wortes

Schüsse hallen am Sinai

Von Kurt Ellern

Eine der eigenartigen Kultstätten des Christentums ist das uralte Kloster am Sinai, wo der Ueberlieferung nach die Ursprungsstätte der zehn Gebote ist. Fern, weitentzerrt von allem Getriebe der Erde, in einer Karre, seit Jahrhunderten unverändert gebliebene Form gepreßt, leben dort Mönche. Während Krieg und Frieden, Glück und Leid in ihrem Wechsel über die Erde gehen, steht das Sinai-Kloster unberührt von alledem. Es hat die Welt vergessen, wie die Welt es gleichermaßen vergaß.

Die Sorgen der Erde und die Freuden der Erde —, beide machen am Rand der Wüste halt, am Rand der graulichen Wüste Sinai; irdische Freuden und Sorgen bleiben jenseits dieses ewigen, bösen Sandes. Gleichmäßig wie ein Uhrwerk läuft Tag für Tag das Leben der Mönche dahin, und keiner dieser Tage hat etwas, wodurch er sich besonders in die Erinnerung halten könnte. Begriffe wie Zeit verloren ihren Sinn —

Eins nur mag in diesem Kloster irdisch erscheinen: Ein geheimnisvoller Trank, den die Mönche nach einem jahrhundertalten Verfahren sich brauen, ein Getränk, von dem sie selber sagen, er sei eine flüssige Flamme zur Stärkung des Lebens. In den Krügen, in denen dies Getränk — Maizita heißt es — aufbewahrt wird, schlummert der letzte Rest irdischer Lebensfreude der Mönche am Sinai.

Selten — für ein Jahrhundert an den Fingern abzuzählen — findet bewußt oder unbewußt Besuch den Weg zu dieser urchristlichen Stätte. Nur die geistliche Obrigkeit kümmert sich gelegentlich einmal um das Kloster, das zum Amtsbezirk des Bischofs von Aegypten und Sudan gehört. Kürzlich hat allerdings sogar der Bischof selber die beschwerliche Kelle durch den Glutland der Wüste Sinai nicht gescheut und persönlich das abgelegene Stück Christentum der Welt in Augenschein genommen.

Dem Bischof mag es vorgekommen sein wie eine Fahrt aus der modernen Zeit ins Alte Testament, als schließlich die trügigen, wehrhaften Mauern des Klosters vor ihm auftauchten und der Herrruf des Wächters sein Raben den Mönchen verkündete. Hiintenschüsse rollten zum Salut die Bergwände des Sinai entlang, und die Gloden dröhnten ihr ehernes Lied über die unendliche Wüste.

Mächtige Tore taten sich auf. Das Mittelalter —, nein, das Altertum öffnete seine Arme, um den Gast zu empfangen. Die neue Zeit gab dem Kloster nichts als die Feuerwaffen, deren es oft genug bedurfte, um räuberische Araberhorden von seinen Toren fernzuhalten.

Der ägyptische Bischof hat nach seiner Rückkehr selber geäußert, wie ergriffen er von dem Empfang und von dem Willkommensgruß gewesen ist, der in der jetzt geübten Form schon vor fünfzehn Jahrhunderten der Brauch war. Dieses Fleischen der Erde verriet in jeder Kleinigkeit, wie spürlos anderthalb Jahrtausend Weltgeschichte an ihm vorübergegangen sind.

Es ist aber nicht nur so, daß die Weltgeschichte jenseits des einmühen Klosters blieb, sie hat auch jedes Recht an ihm verloren. Der Bischof sprach mit den Mönchen über die Wirren, die zur Zeit die Welt erschütterten. Die Gesichter seiner Zuhörer blieben teilnahmslos. „Dann wollen wir weiter für die Welt beten, auf daß Gottes Reich sich in ihr ausbreite!“ Das war die Antwort, die er erhielt.

Ein paar Schüsse gegen räuberische Araber, ein paar Salutischüsse zu Ehren eines hohen Gastes —, das ist die ganze Weltgeschichte des Klosters Sinai, wenn man sie an zugehörigen Ereignissen ablesen will.

Anderthalb Jahrtausende lebt das alte Kloster jenseits der Welt in einem Frieden, den es sich selber bestimmt. Es wird auch kommenden Jahrhunderten zeitlos tragen.



Ernst Oberhof sah an dem großen Schreibtisch seines Vaters und arbeitete an irgendeiner Zeichnung, die er freiwillig für den Kantor machte; denn jetzt waren bereits Ferien, und er hätte eigentlich nichts zu tun gehabt. Seine Tante, die Schwester seines Vaters, die seit dem Tode der Oberhofbäuerin die Wirtschaft führte, sah am Ofen und hatte eine große weiße Rage auf dem Schoß. Sie vergötterte den Jungen ihres einzigen Bruders, denn sie hatte niemand, dem sie sich anschließen konnte. Vielleicht wollte sie es auch nicht. Jedenfalls lebte sie wunschlos und zufrieden dahin. Sie war nicht verheiratet gewesen. Vielleicht war nur die Krankheit der Schwägerin schuld daran, daß die Tochter des Oberhofes sich nach keine Mann umsehen, denn es hätte ihr, der vermögenden Bertha Oberhof, nicht an Freiern gefehlt. Aber gleich nachdem der Junge angekommen war, hatte die Schwägerin gekränkelt, und mit den Jahren war es immer schlimmer geworden. Und so hatte es sich ganz von selbst ergeben, daß Bertha Oberhof die Leitung des Haushaltes wieder in ihre bewährten Hände nahm, wie sie es ja schon vor der Heirat des Bruders getan hatte. Die Ehe des Bruders war trotz der Krankheit der Frau sehr glücklich gewesen. Aber der robuste Oberhofbauer mußte wohl viel einjahren von dem, was er sich einst erträumt. Seine Schwester hatte nach dem Tode der Frau immer damit gerechnet, daß der Bruder wieder heiraten würde, denn er war doch noch in den besten Jahren. Aber er war Witwer geblieben bis jetzt. Und

gerade heute hatte sie wieder darüber nachgedacht, während sie hier am warmen Kachelofen saß, daß es doch recht seltsam sei, daß gerade sie und der Bruder ohne persönliches Glück wunschlos dahinlebten. Es waren immer nur sehr gute Ehen in der Familie gewesen. Nun machten sie beide eine Ausnahme. Hoffentlich würde es bei Ernst einmal anders sein.

Ernst Oberhof hob plötzlich den Kopf.
„Vater kommt!“
Da ging auch schon die Tür auf, und der Oberhofbauer trat ein, Christa an der Hand.

Ernst und seine Tante blickten sprachlos auf dieses Bild, und über die Stirn des Jungen lief ein roter Streifen. Ein ungeheurer Zorn wälzte in ihm empor. Wollte sein Vater dieses Mädel etwa gar hier bei sich aufnehmen? Das wäre nicht auszudenken! Diese fremde Göre? Diese — Gemeindelast? Fritz Keller hatte es heute zu ihm gesagt, daß, nachdem die Frau Wellin gestorben sei, nun ihre Tochter der Gemeinde zur Last falle.

Und jetzt sollte sie gerade hier Aufnahme finden? Nein! Nein! Es würde gewiß anders sein. Der Vater mochte das Mädel zunächst hierhergebracht haben, weil man noch nicht wußte, wo man es unterbringen sollte. Aber dann hätte man es doch bei der alten Rühlerin lassen können? Blüh schnell kreuzten die Gedanken hinter der Stirn des schönen, großen Jungen, während er mit feindlicher Abwehr auf die Kleine blickte.

„Guten Abend! Na, da wäre ich, und ich bringe einen kleinen Gast mit. Nein, eigentlich keinen Gast. Christa bleibt ja für immer bei uns. Und sie soll es gut haben bei uns.“

Der Oberhofbauer sah wohl, wie ein Sturm diese Erklärung im Innern seines Sohnes heroorrief, aber er tat, als merke er es nicht. Denn es war noch nie Mode gewesen auf dem Oberhof, daß sich Söhne oder Töchter gegen den Willen des Vaters auflehnen durften. In verdächtigem Mut schwieg Ernst Oberhof also still. Aber Christa

sah furchtlos auf ihn und griff dabei wieder nach der Hand des Bauern.

Bertha Oberhof warf einen Blick auf ihren Neffen, dann stand sie langsam auf und trat auf ihren Bruder zu.

„Andreas, ist das alles schon ganz festgemacht?“
Die Stimme des Bauern klang großartig.

„Ja! Ich stoße nichts um, was ich mal für gut befunden habe. Und ich will, daß ihr alle recht freundlich zu dem Kinde seid.“

Bertha Oberhof nickte dem Bruder zu.

„Gewiß, Andreas, es soll schon rote Baden bekommen hier auf dem Oberhof.“

Es schien, als wolle er hierauf etwas entgegnen, dann unterließ er es aber und wandte sich zur Tür.

„Wir können gleich essen, Andreas. Ernst und ich haben auf dich gewartet“, sagte seine Schwester noch hinter ihm her.

Er nickte zurück.

„Das ist sehr nett von euch. Ihr sollt aber nicht warten. Na, nun mache nur alles zurecht. Christa ist mit uns. Und für diese Nacht kann sie wohl in deinem Zimmer auf dem Sofa schlafen? Morgen bekommt sie dann das Stübchen neben dir eingerichtet.“

„Gewiß, Andreas!“

Der Oberhofbauer schloß die Tür und Christa stand und blickte in Bertha Oberhofs Gesicht. Die hob die Hand und strich über das Goldhaar, aber da begegnete sie einem so finsternen Blick ihres Neffen, daß sie verlegen die Hand sinken ließ.

„Komm, Christa, setz dich einweilen hier an den warmen Ofen! Ich muß mich jetzt um unser Abendbrot kümmern.“

Bertha Oberhof schickte zu dem Neffen einen bittenden Blick hinüber. Er hatte gerade trotzig hinausgehen wollen.

Fortsetzung umstehend.

Die gefährdete Saarwirtschaft

Öffnung der Zollschranken nach Deutschland erforderlich

Die Saarfrage wird im Saargebiet wie im Reich so stark als eine nationale Angelegenheit der deutschen Volksgemeinschaft angesehen, daß darüber manchmal ihre wirtschaftliche Seite vernachlässigt wird. Auch sie aber spielt in dem jetzt ausgefochtenen Kampfe eine erhebliche Rolle. Frankreich bedient sich der wirtschaftlichen Machtmittel, über die es dank der Eingliederung des Saargebietes in sein Zollgebiet und dank seiner beherrschenden Stellung in der Saarkolonie durch den Besitz der Gruben verfügt, um indirekt Pressionen auf die Abkündigung auszuüben. Infolgedessen sind schon jetzt empfindliche Schwierigkeiten entstanden, die die Wirtschaft des Saargebietes veranlassen haben, in Wien beim Völkerbund eine Denkschrift zu überreichen. In ihr wird unter eingehender Behandlung der zu regelnden Einzelfragen der bänglichen Sorge um die Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen Existenz des Saargebietes Ausdruck gegeben, von der das persönliche Schicksal vieler Tausender Menschen abhängt.

Sachlich gruppieren sich die Tatbestände, die das Gefährdote der gegenwärtigen Situation kennzeichnen, um zwei Fragen. Infolge seiner Eingliederung in das französische Zollgebiet hatte das Saargebiet notwendigerweise auch sein wirtschaftliches Gesicht stärker nach Westen kehren müssen. Jetzt verlagern sich die in Frankreich erschlossenen Absatzquellen immer mehr. Die dort angeknüpften Geschäftsverbindungen gehen verloren. Gewiß hat die Saarkolonie dafür im deutschen Mutterlande reichlichen Ersatz gefunden. Dem sinkenden Absatz nach Frankreich steht ein steigender nach dem Reich gegenüber. Infolge der zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossenen Zahlungsabkommen, die ja auch auf das mit Frankennährung arbeitende Saargebiet Anwendung finden müssen, kann die Saarkolonie aber nicht oder nur in beschränktem Umfang in den Besitz der ihr zustehenden Geldbeiträge gelangen. Man berechnet die Höhe der bei dem französischen Clearing-Institut eingetragenen Beträge auf 150 bis 200 Millionen Franken. Diese Mittel fehlen aber natürlich der Saarkolonie, und das umso mehr, als sie ihren französischen Lieferanten deren Forderungen jeweils sofort bezahlen muß.

Denn Frankreich hat die Kreditgewährung an das Saargebiet, seit der Tag der Abkündigung sich immer mehr nähert, einge stellt. Das gilt nicht nur für die laufenden Warenkredite, sondern auch für alle anderen Formen der Kapitalherleitung. Der saarländische Hypothekemarkt ist von Kreditangeboten völlig entblößt, die nötigen Betriebskredite können nicht aufgenommen werden, weil die französischen Banken sich weigern, Mittel herzugeben oder Wechsel, die von und auf Saarländer gezogen sind, zu diskontieren. Frankreich kreditiert offenbar an, nach dem 13. Januar möglichst keine oder nur noch ganz geringe Guthaben im Saargebiet stehen zu lassen. Es wird schwer zu sagen sein, welcher Ausfall hier entstanden ist. Aber auch er wird auf etwa 200 Millionen Franken geschätzt werden müssen.

Dazu kommt, daß die Frage, was mit dem im Saargebiet künftigen Frankengeld nach der Rückgliederung an das Reich geschehen soll, noch völlig offen ist. Auch über sie muß aber Klarheit geschaffen werden, wenn die verhängnisvolle Zurückhaltung und Störung, die im Handel und Gewerbe des Saargebietes Platz gegriffen haben, überwunden werden sollen.

Entwicklung der deutschen gewerblichen Genossenschaften

Das kürzlich erschienene Jahrbuch des Deutschen Genossenschaftsverbandes enthält erstmalig die der Öffentlichkeit übergebenen Zahlen über Stand und Entwicklung der deutschen gewerblichen Genossenschaften im Jahre 1933. Schon rein zahlenmäßig ist der Aufschwung in der Entwicklung erkennbar. Es zeigt sich dies zunächst bei den 15 genossenschaftlichen Kreditzentralen, die eine Ausdehnung ihres Geschäftsumfanges von 229 auf 242 Millionen RM zu verzeichnen haben. Der Geldumlauf beläuft sich auf 7,3 (6,8) Milliarden RM.

Das Gesamtbild der Kreditgenossenschaften läßt erkennen, daß diese nicht nur die große Krise überwunden haben, sie befinden sich auch seit dem ersten Jahre des neuen Staates im Stadium der Aufwärtsentwicklung. Die Einlagen konnten von rund 1100 auf 1231 Millionen RM zunehmen; das Eigenkapital beträgt 298 (286) Millionen RM.

Insgesamt haben Ende 1933 die Genossenschaften dem deutschen Mittelstand zur Verfügung gestellt:

an bilanzmäßigen kurzfristigen Krediten	1136,4 Millionen RM
an Hypothekenkrediten	128,9 Millionen RM
an Krediten aus weitergegebenen Wechseln	130,0 Millionen RM
insgesamt	1395,3 Millionen RM

Dazu kommen noch 28,4 Millionen RM Anale. Unter Hinzurechnung der 77 nichtberichtigenden Genossenschaften können die Gesamtkredite auf fast 1,5 Milliarden RM angenommen werden. Es ist dies ein gewaltiger Betrag, den allein die gewerblichen Genossenschaften, also ohne die ländlichen Spar- und Darlehensstellen, dem Mittelstande eingeräumt haben.

Berücksichtigt man schließlich, daß über 1,1 Millionen Mitglieder den Kreditgenossenschaften angehören, wozu noch die Familienangehörigen hinzukommen, daß ferner mit den städtischen Kreditgenossenschaften mindestens 25.000 Personen tätig und sozial verbunden sind, daß in den Kreditgenossenschaften Handwerker und Gewerbe, Einzelhandel und Landwirtschaft, Arbeiter, Angestellte und Beamte gleichermaßen vertreten sind, so wird mit diesen Zahlen auch die soziale Bedeutung der städtischen Kreditgenossenschaften eindringlich klargestellt.

Bei den Warengenossenschaften (insgesamt) ist im Berichtsjahr ein Warenumsatz von 1222 Millionen RM und ohne die Zentralbezugs-genossenschaft ein solcher von 1006 Millionen RM festzustellen. Die gesamten Mittel belaufen sich auf 311 Millionen RM. (300 Millionen RM ohne die Zentralbezugs-genossenschaften) Rund 280.000 Mitglieder arbeiten mit den Waren-genossenschaften. Die 630 Händlergenossenschaften haben bei ihren 87.000 Mitgliedern rund 680 Millionen RM umgelegt die Handwerker-Einkaufsgenossenschaften bei 75.000 Mitgliedern 220 Millionen RM.

In Handwerkerkassen-genossenschaften werden 49 Läden mit etwa 70 Millionen RM Vermögen und etwa 70 außerstädtische, die noch nicht dem Reichsverband der Handwerker-genossenschaften in Berlin angeschlossen sind, etabliert.

Der Kredit des Handwerkers — zehn Merkprüche

Die Handwerkskammer zu Berlin bringt eine Schrift des neuen Generaldirektors des Reichshandels des Deutschen Handwerkes, Dr. Felix Schüler, „Kreditquellen für das Handwerk“ heraus. Die Schrift schließt mit folgenden beachtlichen zehn Merkprüchen:

1. Aus Kredit genommenes Geld ist und bleibt ein fremdes Eigentum.
2. Wer mit seinem Eigenem nicht haushalten kann, lasse erst recht die Finger von fremdem Kapital.
3. Kredit ist leichter genommen als zurückgegeben.
4. Wer Geld gibt, will mit dieser seiner Ware Geld verdienen. Die Angemessenheit des Zinses bringe in Einklang mit dem Nutzen, den du selber erzielen kannst.
5. Beachte alle Bedingungen eines Kredites vorher, denn mit deiner Namenschrift übernimmst du volle Haftung.
6. Ein wirtschaftlich nicht vertretbarer Kredit ist Raub am Volksermögen.
7. Wer marktjährelieh Geld anbietet, hat meistens selber keine, denn 1. wird man diesen Artikel auch ohne Kellame los und 2. lehrt die Erfahrung, daß nur eins bei solchen Angeboten immer stimmt, nämlich die Vermittlungsgebühr.
8. Handwerker und Bankier sind zwei verschiedene Berufe, der Handwerker hüte sich davor, seinem Auftraggeber gegenüber beides in einer Person sein zu wollen.
9. Dem Geldgeber jagen wortreiche Erklärungen nichts, eine ordnungsmäßige Buchführung alles.
10. Das Geld gehört nicht in den Strumpf, sondern in die Werkstatt.

Tag der deutschen Hausmusik

Stuttgart, 13. Nov. Der Tag der deutschen Hausmusik, der am Dienstag, 20. November in allen deutschen Gauen, in Stadt und Land, von der Reichshauptstadt bis zum kleinsten Dorf veranstaltet werden wird, will ein Bekenntnis zur lebendigen Musik zum eigenen Nutzen aller Volksschichten, zu Volkstanz und Vaternuß als der Grundlage einer bodenständigen Musikpflege sein.

Die Durchführung des Tages der deutschen Hausmusik liegt in Stuttgart in den Händen der Ortsmusikerschaft Stuttgart (Leitung Professor Feuerlein). Geplant sind für den Tag der deutschen Hausmusik in Stuttgart folgende Veranstaltungen:

1. Unter dem Namen „Klingende Musikschau“ wird am Dienstag, 20. November, 11 Uhr vormittags, in den Staatl. Ausstellungsräumen in der Kanzleistraße eine für 20 Tage vorgelebene Ausstellung von Musikinstrumenten, Musikalien, Dokumenten, alten Handschriften und mit der Hausmusik zusammenhängenden Gegenständen durch Oberregierungsrat Hermann vom Kultministerium eröffnet werden.
2. Der Reichstender Stuttgart findet am Dienstag, 20. November von 18.30 bis 19.45 Uhr ein Hörspiel, das das Musizieren in der Familie zum Inhalt hat.
3. Am Dienstag, 20. November, wird unter dem Motto: „Wo musizieren wir bei Familienfeiern?“ ein Bunter Abend im Stadtgarten hauptsächlich die Jugend für den Gedanken der Hausmusik zu gewinnen suchen.
4. Zu gleicher Zeit wie der Bunte Abend im Stadtgarten wird ein Kammermusikabend in der Wiederhalle stattfinden, der Johann Sebastian Bach gewidmet sein soll. Hier soll ein freudiges und populäres Programm unter Leitung von Martin Hahn und unter Mitwirkung von Schülern der Musikhochschule und drei Solisten stattfinden.

Rundfunk

Mittwoch, 21. November:

- 9.00 Evangelische Morgenfeier
- 9.45 Aus Stuttgart: „Der 9. Psalm“
- 10.10 „Einfuhr“, Deutsche Oden
- 10.20 Fünf geistliche Lieder für Gesang und Klavier
- 11.30 Morgenmusik
- 12.00 Aus Königsberg: Mittagkonzert
- 12.50 Aus Frankfurt: Saarländische Dichter
- 13.05 Nach Frankfurt: Mittagkonzert
- 15.15 Aus Karlsruhe: Werke von Vinzenz Lachner
- 16.00 Nachmittagskonzert
- 18.00 Wolken, Lust und Wunde
- 18.30 Orchesterkonzert
- 19.00 „Der Weg des Helden“
- 19.10 Mutter, Tod und Streiter
- 19.30 Orchesterkonzert
- 20.10 Nach Frankfurt: Unsere Saar — Den Weg frei zur Selbständigkeit
- 20.30 Orchesterkonzert mit Solisten
- 21.30 Klaviermusik
- 22.30 Aus Berlin: Nachtmusik
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik.

Anekdoten und Scherzreden

Als die Preußen im Dänischen Krieg, in dem Wrangel den Oberbefehl führte, die Düppeler Schanzen erklammert hatten, schickte König Wilhelm der Erste ein Telegramm an den Prinzen Friedrich Karl: „König dem Herrn der Herrschaften verdanke ich Dir und Deinen tapferen Truppen den Sieg. Wrangel, der Oberbefehlshaber, wurde leicht übergangen und hatte Grund, zu trauern; zu sein. Als man ihn aber nach der Verletzung des Telegramms fragte, warum er denn nicht trübselig sei, sagte er in aller Ruhe: „Weißt du, was ich dir sagen will? Ich habe überjungen haben?“ Da nicht doch noch deutsch: „König dem Herrn der Herrschaften... Na, und der bin ich doch!“

Der Komponist Max Roger schrieb einem Kritiker, der ihm mißfällig geknurrte, einmal folgende Volkssprache: „Ich habe eben im verschwiegenen Raume meines Hauses und habe Ihre Kritik vor mir; gleich werde ich sie hinter mir haben!“

„Die Gemeindelast“ Fortsetzung.

Christa sah nun auf der breiten, weißgeputzten Bank, die rings um den mächtigen Ofen lief, und wagte nicht, aufzublicken. Da zuckte sie erschrocken zusammen. Ernst Oberhof stand dicht vor ihr und sagte: „Weißt du, was du bist? Eine Gemeindelast bist du! Wärst du nur gleich mit gestorben, denn ihr gehört nicht hierher zu uns.“

Christa blickte ihn an, unermesslichen Jammer in den großen blauen Augen. Doch die Jungenaugen blickten ohne Mitleid über sie hin.

„Und jetzt willst du dich im Oberhof einmischen? Du? Wie sie mich alle austachen werden über diese aufgezogene Schwester! Schwester? Eine Gemeindelast bist du!“

Im nächsten Augenblick stand Ernst Oberhof wieder am Schreibtisch, denn er hatte draußen im Flur den schweren Schritt des Vaters gehört.

Verstört sah das Mädchen auf seinem Platz. Der Oberhofbauer trat ein und nickte kurz zu ihr hin. Er lächelte ein bisschen. Natürlich hatte die Kleine kolossalen Respekt vor seinem großen Jungen. Und daß der erst ein bisschen Zeit brauchte, um sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß Christa hierbleiben sollte für immer, das konnte er sich auch denken.

Er setzte sich an den großen runden Tisch, der schon gedeckt war, und wartete.

Gleich darauf kam Bertha Oberhof wieder herein, hinter ihr die Jungfrau mit einem großen Tablett. „Komm, Christa!“

Der Bauer winkte das Kind zu sich heran, wies ihm den Platz zu, den es von jetzt an haben würde. Und still und blaß sah Christa von den appetitlich zurechtgemachten Broten. Aber jeder Wille quoll ihr im Mund, wenn sie die finsternen Augen Ernst Oberhofs auf sich gerichtet sah.

Nach dem Essen nahm Bertha Oberhof die Kleine sofort zu sich hinüber. Christa hatte dem Bauern die Hand gegeben, und der sagte: „Nun gib auch Ernst die Hand, Christa!“

Aber es ging nicht, denn der Junge, der sich inzwischen wieder mit seiner Zeichnung beschäftigt hatte, wies dem Vater ganz bedrückte Hände vor: Es mußte ihm eine Flasche Farbe umgefallen sein.

Bertha Oberhof und Christa vertieften das Zimmer. Der Bauer setzte sich in den hohen, grünen Plüschpostersessel und langte nach der Zeitung. Aber über diese hinweg blickte er verstohlen auf seinen Jungen.

Der gestiel ihm nicht! Gefiel ihm absolut nicht in dieser feindlichen Abwehr gegen das fremde Kind. Was wollte er denn? Fürchtete er etwa für sich, wenn Christa hier eine Heimat fand? Etwas, daß er zu kurz käme? Das wäre zum Lachen. Ernst war der künftige Erbbauer. Er würde einst der reichste Mann in der weitesten Umgebung sein. Was also schadete es ihm, wenn die kleine Waise auf dem Oberhof ein warmes Plätzchen fand? Nun, Ernst mußte einige Tage Zeit gelassen werden, sich mit der feststehenden Tatsache abzufinden, dann würde es schon gehen. Und er — der Oberhofbauer — war doch so stolz auf seinen wilden, kraftvollen Jungen. Aber zeigen konnte er ihm diesen Stolz natürlich nicht. Auf keinen Fall! Denn Ernst war ohnehin für seine Jahre schon reichlich selbstbewußt.

Also, Zeit lassen, dann würde es sich schon geben. Christa sah sich in dem gemütlichen Zimmer um, das Bertha Oberhof gehörte. Und es lauerte auch nicht lange, so war ein molliges Lager auf dem Sofa zurechtgemacht.

Aber sie konnte nicht einschlafen. Vom Turm der Dorfkirche hörte sie es immer wieder schlagen. Eine Stunde nach der andern verging, und noch immer lag sie wach und blickte mit großen, weichen Augen in das Dunkel. Wenn sie den Kopf wandte, sah sie durch die

Wand ein Stück blauen Nachtsimmel, und ein großer Stern leuchtete ihr entgegen.

„Mütterchen! Ach, Mütterchen!“

Christa weinte nicht, aber immer wieder sagte sie dieses geliebte Wort vor sich hin.

Im Hause herrschte längst tiefste Stille, und noch immer schlief Christa nicht.

Der blonde Kopf war tief in die friische, nach Winterluft kühle Wäsche gewühlt. So heiß war dieser arme Kopf, die friische Bettwäsche spendete so wohlthuende Kühlung.

„Weißt du, was du bist? Eine Gemeindelast bist du! Wärst du doch gleich mit gestorben!“

Das hatte Ernst Oberhof gesagt.

Und er hatte ja recht! Gewiß hatte er recht! Sie sah es ja ein, daß er böse sein mußte, wenn man ihm nur so plötzlich zumuten wollte, daß sie von nun ab hier in seinem schönen Vaterhause lebte. Aber wohin sollte sie nur auch? Sie befah doch keinen Menschen mehr auf der Welt, der sie bei sich aufnehmen konnte.

„Mütterchen, ach Mütterchen, wo soll ich denn hin, wenn Ernst Oberhof es nicht will, daß ich hier bin? Er hat mich nie leiden mögen. Mütterchen, bitte, laß mich doch zu dir in den Himmel kommen! Bitte, Mütterchen, laß mich nicht allein. Ich bin eine Gemeindelast, und keiner liebt mich. Bitte, hole mich doch zu dir, Mütterchen!“

Aber die Mutter hörte sie nicht.

Am andern Tage war die Beerdigung, und dank der Güte des Oberhofbauern war sie würdig und schön. Viele Neugierige waren gekommen und der Pastor hielt eine schöne Rede, in der er sehr viel von warmer Nächstenliebe sprach.

Und dann war auch das vorüber. (Fortsetzung folgt.)





„Bewahrt das Feuer und das Licht!“

Die wichtigsten Brandursachen und ihre Befestigung

Viele hundert Menschen verlieren durch Brände ihr Leben. Tausende erleiden Schaden an ihrer Gesundheit. Ueber 400 Millionen RM. gehen in Deutschland jährlich durch Feuerbeschaden verloren. Um diese Verlustquellen zu schließen, muß man ihre Ursachen kennen.

Ueber die Hälfte aller Brände wird durch Brandstiftung verursacht. Es handelt sich also um Verbrechen, die nur durch größere Wachsamkeit und harte Strafen bekämpft werden können. Ein erheblicher Teil aller Brände wird weiter durch Fahrlässigkeit verursacht. Und dabei sind die häufigsten Brandursachen fehlerhafte Feuerungsanlagen (Schornsteine, Feuerstätten), Mängel an elektrischen Anlagen und Blitzschlag. Allein 15% aller Brände auf dem Lande entstehen deshalb, weil an den betreffenden Gebäuden ein Blitzableiter fehlt. Daher ist es Pflicht jedes Bauern und jedes Hausbesizers, sämtliche Gebäude seines Anwesens gegen Blitz zu sichern.

Auf dem Lande ereignen sich mehr Brände als in Städten. Außerdem ist die Brandgefahr auf dem Lande weit größer, weil der Bauer viel mehr mit leicht brennbaren Stoffen (Holz, Stroh u. dgl.) zu tun hat. Eine der häufigsten Brandstellen sind die Dachböden. Hier entsteht das Feuer teils durch undichte Schornsteine und Schornsteintüren, aus denen Funken und Flammen dringen, teils fliegen Funken aus dem Schornstein zu den Dachlücken herein. Auch das Betreten der Dachböden mit offenem Licht führt zu Bränden und ist daher polizeilich verboten. Die beste Abhilfe ist die Anlage von elektrischem Licht auch im Dachstuhl und die ständige Ausbesserung aller Mängel an Feuerstätten, Kaminen und Öfen. Auch durch mangelhaft isolierte oder undichte Rauchabzugsrohre entstehen viele Brände, ebenso dann, wenn die Feuerbleche vor den Öfen beschädigt sind oder fehlen.

Die Brandgefahr wird dadurch verstärkt, daß brennbare Stoffe ungeklärt umherliegen. Trotz der eifrigen Arbeit des Luftschutzbundes sind die Dachböden noch immer nicht genügend „enträmpelt“. Besonders gefährlich ist es, Brennmaterial dicht neben dem Ofen aufzustapeln oder glimmende Kohlen auf Feuerstapeln von einem Zimmer ins andere zu tragen. Notausgänge, Türen und Treppen sind oft durch Gerümpel verstellt, so daß bei plötzlichen Bränden die Flucht erschwert wird. Wenn brennbare Stoffe unter Treppen gelagert werden, so macht die Verqualmung jeden Ausgang unmöglich.

Elektrische Leitungen sind gewiß dem offenen Licht vorzuziehen, können aber bei schlechter Überwachung selbst eine Gefahrenquelle werden. Darum sind nie selbst an Leitungen herum, sondern rufe einen behördlich zugelassenen Fachmann! Schütze alle Leitungen vor Beschädigung und Risse! Bei rissigen elektrischen Leitungen nie mit Wasser! Prüfe Leitungen an Steckkontakten öfters nach, weil sie durch Knicken oder Auftreten leicht beschädigt werden.

Vor allem: Gebt auf die Kinder acht! Laßt sie nicht allein mit offenem Licht, mit Petroleumlampen, brennenden Christbäumen oder Stehlampen aller Art! Halte! Streichhölzer, Benzin und Säuren stets verschlossen!

Wirksame Brandverhütung ist nur möglich, wenn alle Gebäude und ihre Anlagen in Ordnung gehalten werden. Der Hausbesitzer trägt dadurch gleichzeitig zur Arbeitsbeschaffung bei und schützt sein Vermögen, das auch das Vermögen des Volkes ist. Die Deutschen öffentlich-rechtlichen Feuerversicherungs-Anstalten führen nicht nur 70 Millionen Mark der Arbeitsbeschaffung zu, sondern stellen auch 10-12 Millionen Mark jährlich zum Ausbau des Feuerdienstes bereit, wozu neben dem Bau von Feuerlöschzeilen und Wasserleitungen, neben Ausbesserung und Beschaffung von Löschgeräten auch Blitzableiter-Darlehen gehören. Die öffentlich rechtlichen Feuerversicherungs-Anstalten, von denen einige auch eine unentgeltliche Beratung eingeführt haben, geben also mit gutem Beispiel voran. Nicht vergessen werden darf, daß durch Arbeiten zur Brandverhütung auch viele Handwerker, wie Töpfer, Schornsteinfeger, Installateure usw. laufend Beschäftigung bekommen und daß dadurch viel wertvolles Volkvermögen erhalten bleibt.



Brennbare Stoffe dürfen nicht so dicht am Herd aufgehoben werden.

Jedermann muß sich in den Dienst der Feuerverhütung stellen. Jeder Brand vernichtet Volkvermögen, auch wenn der Schaden durch Versicherung gedeckt ist. Jeder Brand verursacht Betriebsstörungen und damit Verdienstaussfall für Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Die Versicherungssumme deckt solche Schäden nicht. Ueberdies fällt sie nicht vom Himmel, sondern belastet die Gesamtheit der Versicherten und damit die Volksgesamtheit mit Kosten. Schaden verhüten ist besser als Schaden vergüten!

Feuerschutz in Berlin

Das Preisaus schreiben des Amtes für Volkswohlfahrt, Abteilung „Schadensverhütung“ zur Feuerschutzwoche, hat großen Anklang gefunden. Alle Kreise der deutschen Bevölkerung haben sich daran beteiligt. Die Preise im Gesamtwert von 5000 RM. sind inzwischen verteilt worden. Als Preisrichter walteten ihres Amtes: der Vertreter des zuständigen Referenten im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, Dr. Ellrich; der Vertreter des Leiters des deutschen Feuerwehrverbandes, Branddirektor Lehmann vom Brandenburgischen Feuerwehrverband, ferner der Leiter der „Schadensverhütung“, Amt für Volkswohlfahrt, Rißinger.

Bei der Zuteilung der Preise mußte die Arbeit derüffentlich gemacht werden, die sich viele Einsender gemacht hatten. Mit unendlicher Mühe stellten manche von ihnen Alben und Feste zusammen, in denen Verse und Reime geschickt mit Zeichnungen verbunden waren, um die Bötungen in einer ansprechenden Form vorzulegen. Den vielen Ein-



Ihre Arbeitsgemeinschaft dient dem Wohle der Mieter und sichert die Erhaltung der gemeinsamen Verdienstquelle.

sendern, die bei diesem Preisaus schreiben leer ausgingen, sei an dieser Stelle gedankt für die z. T. recht guten Einsendungen an Vorschlägen und Gedichten. Die starke Beteiligung hat bewiesen, daß das deutsche Volk die ungeheuren Gefahren erkannt hat, die ihm durch Schadenfeuer drohen, und gewillt ist, den Kampf dagegen aufzunehmen.

Daß das deutsche Volk ein Volk der Dichter ist, hat dieses Preisaus schreiben erneut bewiesen, denn fast jeder zweite Einsender schützte den Drang in sich, seine Gedanken zur Feuerschutzwoche in Versform zu Papier zu bringen.

„Alles rennet, rettet, flüchtet, taghell ist die Nacht gelichtet...“

Daß die Elemente das Gebild der Menschenhand hassen, bekamen wir unzählige Male zu lesen. Aber auch eigene Erzeugnisse dichterischer Kunst statterten uns zu, z. B.:

„Herr Maier hantelt mit Zigarren besser, er kaufte sich einen Aschenbecher, denn er hat noch den Geschmack vom letzten Brand als er noch Licht und Stummel in den Papierkorb land.“

Wie finden Sie folgende Zeilen?

„Stell nicht auf Holz Dein Siegelstein
stell es auf einen Eisenfuß
doch bist Du ferdich mit dem Biegein
stell es ab und las nicht angeschaltet liegen.“

Ueber sachgemäße Schornsteinuntersuchung äußert sich ein Einsender folgendermaßen:

„Laß oft mals auch den schwarzen Mann
in Deine Esse grauchen
da er von innen nur sehen kann
wo Schadenstellen austauschen.“

In folgendem nimmt ein Einsender gegen den unaacht-samen Verfallsinn Stellung:

„Bist Du vertieft in ein schönes Buch
riechst Du oft nach dem Brandgeruch,
wenn der Kabel vom Elektrischlicht
kommt der Lampenheizung zu Licht.“

So oder ähnlich verfluchten viele Einsender ihre Lösung recht schmachhaft zu machen.

Jedem aber muß man zugestehen, daß er sich ernstlich bemüht hat, Schadensverhütungsarbeit zu leisten. Wenn auch oft nicht die rechte Form gefunden wurde, so ist es doch dankbar zu begrüßen,



Undichte Schornsteine und offene Dachlücken sind eine häufige Ursache von Dachstuhlbränden.

daß so viele Volksgenossen den wahren Sinn der Feuerschutzwoche richtig erkannten und durch gute Vorschläge an der Schadensverhütungsaktion tätigen Anteil nahmen.

Der Hausbesitzer im neuen Staate

Von Hg. Gerhard Schlesier,
Reichsstadtschafswalter der DAF.

„Nieder mit dem Kapitalismus“, so lautete der Ruf der verhetzten deutschen Arbeiter, den die Presse einer verflohenen Zeit ausschaltete, um im Auftrage des jüdischen Weltbolschewismus deutsche Menschen gegeneinander zu hetzen. Ein Kampf Aller gegen Alle herrschte. Auch auf dem Gebiet des Haus- und Grundstückswesens herrschten chaotische Zustände. Hauswirte, Mieter, Verwalter, Portiers hielten es für ihre Hauptaufgabe, gegenseitig die erbittertesten Kämpfe zu führen, und zu diesem Zweck Verbände zu gründen.

Nach der Gleichhaltung aller Verbände und Gewerkschaften entstand die Deutsche Arbeitsfront, die in ihren 18 Reichsbetriebsgemeinschaften Unternehmer und Arbeitnehmer zusammenschloß. Diese Gemeinschaften sind nach dem Willen des Führers nationalsozialistische Arbeitsgemeinschaften, die dem Wohl aller Volksgenossen dienen sollen.

In der Reichsbetriebsgemeinschaft 17 (Handel) besteht die Fachgruppe: „Haus- und Grundstückswesen“. Die Fachgruppe hat die Aufgabe, die gegenseitigen Beziehungen der Volksgenossen, die irgend etwas mit dem Haus- und Grundstückswesen zu tun haben, in geordnete Bahnen zu lenken und die nationalsozialistische Gemeinschaftsarbeit im Sinne des Führers zu verwirklichen.

Nur durch eine umfassende weltanschauliche und berufliche Schulung wird es möglich sein, die Hausbesitzer, Hausverwalter, Hausmeister, Portiers, Wächter usw. dazu zu bringen, daß sie den nationalsozialistischen Grundsatz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ nicht nur im Herzen tragen, sondern auch nach diesen Grundsätzen handeln.

In allen Gauen sind bereits Fachschulen für Hausverwalter, Hausmeister und die Mitglieder des Bewachungsgewerbes entstanden. In vielen Gauen sind neue Tarifordnungen sowohl für die Hausmeister und Portiers wie auch für Hausverwalter und Wächter durch die Treuhänder der Arbeit erlassen worden, um auch diesen Volksgenossen den notwendigen sozialen Schutz angedeihen zu lassen. Wie sehr die von manchen „Rein“-Sagern gepriesenen Gewerkschaften zum Wohle ihrer Mitglieder gearbeitet haben, erweist man allein aus der Tatsache, daß zum Beispiel in dem Bezirk Berlin die Mitglieder des Bewachungsgewerbes noch nicht einmal ihren regelmäßigen dienstfreien Tag in jeder Woche hatten, der als Sonntag sonst jedem Volksgenossen als selbstverständlich zusteht. Hier mußte der Nationalsozialismus erst Wandel schaffen, denn auch das Bewachungsgewerbe hat als Hüter der Millionenwerte des deutschen Volkvermögens, die in Häusern und Grundstücken festliegen, die größte Bedeutung.

Der Hausbesitzer wird durch den neuen nationalsozialistischen Staat davor geschützt, als grundföhrlich „unsozial“ und „ausbeuterisch“ verurteilt zu sein. Er hat dafür aber auch als Mitglied der Volksgemeinschaft die Pflicht, verantwortungsbewußt und nationalsozialistisch zu handeln. Dazu gehört, daß er sich bemüht, das Arbeitsbeschaffungsprogramm des Führers durch Vergebung von Aufträgen zu unterstützen. Auch sollte er sein Haus bewachen lassen. Wir wissen reichlich, daß es Hausbesitzer gibt, die trotz besten Willens keine derartigen Aufträge vergeben können.

Der Hausbesitzer kann aber auch noch auf andere Weise mithelfen, die restlichen 2 Millionen erwerbsloser Volksgenossen in Arbeit und Brot zu bringen, ohne daß er materielle Opfer zu bringen braucht.

In ganz Deutschland besteht noch heute die Unsitte, daß fast jedes Haus von Festangestellten, Beamten oder Pensionsempfängern „nebenbei“ verwaltet wird. Es ist Aufgabe des pflichtbewußten Hausbesizers, diese Doppelpendler auszuschalten und durch einen vollberuflichen Hausverwalter, der mit dem Fähigkeitszeugnis einer Fachschule der Deutschen Arbeitsfront versehen ist, seinen Besitz betreuen zu lassen. Derartige, bisher erwerbslose Verwalter werden jederzeit durch die Fachgruppe „Haus- und Grundstückswesen“ der DAF nachgewiesen.